

In diesem Koordinatensystem geht Vf. seine historischen Darlegungen in verschiedenen Anläufen an. Die Zeit des 12./13. Jh. ist dabei insofern von entscheidender Wichtigkeit, weil hier das Problem mit nachhaltiger Brisanz auftritt und sich von daher entscheidende Weichenstellungen der Neuzeit, z. B. auch des CIC, herleiten. Um die Wellenbewegung in etwa zu skizzieren, sei auf Themen verwiesen, wie: Ketzerproblem der damaligen Zeit, Waldenser, Predigt als Funktion des Pfarramtes, Streit zwischen Mönchen und Regularklerikern um das Predigtrecht, Auffassung des „Laien“ im damaligen Gesellschafts- und Kirchensystem (vir saecularis, subditus, illiteratus), Franz von Assisi, Mendikantenpredigt, Funktion und Betätigung der Laienbruderschaften, Entfaltung des Predigtamtsbegriffs (Fixierung der Position: Predigtamt nicht an Priestertum gebunden) und Gründung eigener Prädikaturen. Vf. geht diesen Problemen nicht einäugig nach, sondern versucht die jeweiligen Positionen gerecht aus der Zeitlege zu interpretieren. Bei diesem Prozeß tritt natürlich zutage, daß die entstandenen Kompromisse (z. B. Predigtverbote) in entscheidendem Maße von den Zeitumständen, u. a. von Spezialaufgaben, aber auch von Mißständen her, bestimmt sind. Das gibt ihm das Recht, zu fragen, ob entsprechende „Vereinbarungen“ auch dann so bleiben müssen, wenn sich die Umstände entscheidend geändert haben. Und darin muß man ihm (von der Methode her) recht geben. Zumindest ist zu ersehen, daß damals zahlreiche Lösungen von „pragmatischen“ Faktoren bestimmt sind. Solches Vorgehen liegt beim Auftreten veränderter Situation auch zu anderen Zeiten, nicht zuletzt heute nahe. In welche Richtung diese Schritte gehen sollten, kommt m. E. kompakt im folgenden Kernsatz heraus (367): „Heute geht es nicht darum, wer verkündigen darf, sondern wer verkündigen kann, und wie Kompetenz in diesem geistlichen Sinn erworben werden könne.“ Welche Bandbreite möglich erscheint, wird deutlich genannt (370).

Wertet man alle Aspekte, so ist zu sagen, daß das Werk ein treffliches Beispiel darstellt, wie historische Arbeiten, ohne ihr eigentliches Genre zu verlieren, einerseits etwas vom heißen Atem der Kirche auch in früherer Zeit mitteilen, andererseits zugleich gegenwartsaktuell sein können. Das bedeutet zunächst: wie Geschichte den Hintergrund abzugeben vermag für gegenwärtige — hier praktisch-theologische — Aspekte und zum andern Fingerzeige zur Lösung anbietet. (Ausdrücke wie „Vormesse“, vgl. S. 100, beim auch liturgisch ausgewiesenen Vf. vorzufinden, hat Rez. nicht „erbaut“!) Was bei der Gesamtbeurteilung besonders wichtig ist: Historische Prozesse bzw. Entscheidungen müssen aus dem Kontext verstanden werden, um ihre Argumentationsspitze zu erkennen und falsche Deutungen zu vermeiden. Nur so

entgeht man der Gefahr, sie als Geschütz aufzufahren, das Schüsse in die falsche Richtung abgibt. Daß daraus auch für die Gegenwart „zu lernen“ ist — wer will das „überlesen“?

Bamberg

Hermann Reifenberg

WEHRLE PAUL, *Orientierung am Hörer, Die Predigtlehre unter dem Einfluß des Aufklärungsprozesses*. (Studien zur prakt. Theologie, hg. v. Feifel/Paul/Stachel, Bd. 8) Benziger, Einsiedeln 1975. Kart. lam. sfr 29.80.

Doktorvater E. Feifel sieht Wert und Reiz der ihm vorgelegten Dissertation „darin, daß sie ein zurückgegangenes Interesse an pastoralgeschichtlicher Forschung durch den interessanten Versuch der unmittelbaren Zuordnung von historisch-kritischer Analyse und der an empirischen Fragestellungen orientierten Gegenwartsproblematik zu überwinden sucht und dabei ein modernes Methodenrepertoire als tragfähige Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart ausweist“ (11). Rez. erkennt in diesem Methodenrepertoire die Denk- und Arbeitswege des Instituts für Katechetik und Homiletik wieder und freut sich, daß diese praxisorientierten Wege zu wissenschaftlichen Ergebnissen führten. Die Nähe zur Praxis gibt der historischen Arbeit in der Tat besonderen Reiz. Geht es zunächst um die promotionelle Pflichtübung, einen historischen Gegenstand, und zwar Predigt und Homiletik der Aufklärung in der Donaumonarchie, kunstgerecht darzustellen, so machen die angewendeten Kategorien und Methoden das Elaborat doch zu einer Art Spiegel, in dem die homiletische Gegenwart reflektiert werden kann. Zugleich geschieht dabei Aufwertung und Rechtfertigung der oft geschmähten Aufklärungspastoral und -theologie, deren kirchengeschichtliche Bedeutung allerdings noch deutlicher zutage getreten wäre, hätte man sie ausführlicher mit der katholischen Barockpredigt verglichen.

München

Winfrid Blasig

SPIRITUALITÄT

BLANK JOSEF/WELTE BERNHARD, *Geschenkte Zeit. Meditationen*. (69.) Herder, Freiburg 1975. Kart. lam. DM 8.80.

Zwei zu verschiedenen Anlässen geschriebene und auch getrennt veröffentlichte Arbeiten hat der Verlag hier zu einem ansprechenden Meditationsbändchen vereinigt. Beide beginnen mit dem bekannten Augustinus-Zitat: „Wenn niemand mich fragt, weiß ich wohl es [was Zeit ist], wenn aber jemand mich fragt...“ Der Freiburger Religionsphilosoph gibt von hier aus vor dem Hintergrund der alltäglich sich uns eher verborgenden Zeit eine behutsame Phänomenologie unserer Ausrichtung auf die Zukunft, unseres Lebens und Gelebtwerdens im Jetzt und der Macht des Gewesenen — wie überhaupt das Gewe-

sensein das „Künftigste alles Künftigen“, die einzig sichere Zukunft von allem ist (23). Die Besinnung sammelt sich im Bedenken des Augenblicks: als des unmittelbaren Bevorstands und Andrangs einer Entscheidung oder der bewegenden Erfahrung eines eben geglückten Werks. Ein, der Fall von beidem ist der Tod. Und W. schließt mit dem Hinweis auf das Angebot des Glaubens, ihn und die Zeit überhaupt als Ankunft erfüllender Ewigkeit zu erblicken.

Hier setzt der Saarbrücker Exeget mit seinem Beitrag ein, dessen Titel der Schrift den Namen gab. Kosmische wie anthropologische (erlebte) Zeit sind nach dem Zeugnis des AB Gabe und Verfügung Gottes. In einer Welt, die das nicht wahrhaben und sich nicht fügen will, erscheint Jesus. Er verkündet und bringt die Fülle der Zeit eben darin, daß er völlig in und aus Gott und seinem steten Zu-spruch lebt. Daraus kann nun auch der Christ Zeit haben und sie sich für andere nehmen. Der Glaube macht ihn in den Zwängen der Zeit frei, und in solch geschenkter Freiheit ist ihm das Dunkel Licht genug. — Meditation gehört etymologisch — als „ermessen“ — ins Wortfeld von Maß und so selber zur Zeit. Zwiefach wird hier deren Maß sichtbar — und darin das uns Zugemessene.

Frankfurt/M.

Törg Splett

PILZ JOSEF A., *Alles ist einmal Ankunft. Meditationen.* (56.) Carinthia, Klagenfurt 1975. Kart. S 42.—, DM 6.50.

Pilz' Sprache hat die Metamorphose modernen Schreibens hin zum Schwierigen und Intellektuellen mitgemacht. Er schreibt „wider die falschen Propheten einer formlosen Autonomie“ (21). Die scheinbare Formlosigkeit mancher neuer Sprachversuche hat ihn aufmerksam gemacht, daß Formlosigkeit „so ganz ohne Transzendenz“ ist (21). Sie „verheißt grenzenloses Glück durch Entformung“ (21). Dagegen liegt das „Geheimnis des Glücks aber... inmitten der Form“ (22). Womit gesagt ist, daß die trockene Beschäftigung mit dem Formalen ins Wesentliche führt: konkret auf das Buch angewendet: daß die Beschäftigung mit der Form der Gebete und Meditationen zum wesentlichen Dialog mit Gott führt.

Pilz geht den Weg über die Form: So greift er zum Beispiel das Bild vom Herbst und von der Ernte auf (26 f), um ganz unsentimental vom Scheitern des Menschen zu sprechen; so kommt er in die Nähe des asiatischen Kurzgedichtes mit der gelassenen Lebendigkeit seiner Bilder (29) und verwendet im selben Text gleich zweimal den Stabreim; so findet er eine Kurzformel des Glaubens auf drei Wesensfragen: Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir? (30); so nimmt er die Phrasen der Bildbeschreibung als Metaphern für die Leere der Zwischen-

menschlichkeit; so wird in der Sprache der Wirtschaft der Konkurs der menschlichen Person angemeldet; und im Gedicht, das dem Band den Titel gegeben hat, wird in nicht zu Ende geschriebenen Sätzen angespielt auf ein Spektrum von Lebensmöglichkeiten, das von menschlicher Zusammenarbeit über die Liebe bis zum Gottesdialog reicht; der Text bleibt offen, schwingend auf Transzendenz. Alle Texte Pilz' bleiben offen. Auch wo sie in die scheinbare Aussichtslosigkeit des Lebens führen, bricht die Möglichkeit zu leben, die Transzendenz ein, so daß sie Licht und Schatten wirft.

2 Teile hat der Band: im 1. geht es um die Situation des Menschen — er heißt „Menschliches Wort“ — manchmal in hilfloser Aussichtslosigkeit, manchmal in literarischer Nichtbewältigung des Themas, meist aber in treffender existentieller Tiefe. Der 2. Teil heißt „Gottmenschliches Wort“, wohl deshalb, weil er seine Leitsätze aus der Schrift nimmt. Pilz zitiert die Sätze und stellt seine religiöse Erfahrung dazu und schafft so neuerlich Schrift. Er erringt Worte, die Wirklichkeit stiften. Dort, wo er diese Worte nicht errungen hat — auch das gibt es in dem Buch —, hätte er besser manchen Text ausgelassen, aber das sind nur wenige. Sonst hält er sich an sein selbstgestelltes Motto: „Schreiben soll man mit Blut oder in Mystik oder Schweigen“ (38). Und es lohnt sich, mit den Texten den Weg der Meditation zu gehen, bis man sich die Hände blutig reißt, um im Bild zu bleiben, bis statt Wasser Blut herauskommt, bis wir statt zur Phrase zum Wort vorstoßen, das uns in unvergängliches Leben einstiftet.

Linz

Rainer Kerndl

TANNEN URSULA, *Bis Deine Schöpfung in Erbarmen flammt.* (64 S., 8 Bildtafeln) Echter, Würzburg 1975. Paperback S 90.90.

Das Buch enthält groß gedruckte Texte zwischen Gedicht und Gebet, zwischen Pathos und Kitsch. Zumeist überwiegen überwältigt gestotterte Wortkombinationen und Satzketzen, auf die die Antwort Gottes ebenso fetzenhaft erteilt wird. Anflüge von Prophetie und Apokalyptik werden sprachlich nicht bewältigt. Uneingeholtes Vorbild scheint Ingeborg Pacher zu sein. Sie ist sprachmächtiger. Darüber vermag das Buch mit 6 sehr lyrischen Fotos nur schlecht hinwegzutrusten. In ihrem Sprechen bleibt T. bei sich und Gott. Sie findet den Weg zum Mitmenschen nicht. Nur einmal schreit sie nach dem anderen (S. 60, „Einen Menschen nur... Einen einzigen“) und erteilt sich im Namen Gottes gleich einen strengen Verweis („Bin ICH dir nicht genug“). Es handelt sich bei solchem Beten um gedruckte Einsiedlerideen, egoistische Gebetserotik. Von Gott läßt sich die Sprecherin zumeist „Geliebte“ nennen, die aber nicht zur Liebe durchbricht, die sie am